

»Die Linke ist konservativ geworden«

Der Spießer als Avantgardist: Ein Gespräch mit der Soziologin Cornelia Koppetsch über die Sehnsucht nach der bürgerlichen Komfortzone und den Rückzug in die Familie

» DIE ZEIT: In den Großstädten geht ein neuer Trend um: Man will total normal sein. Kann man das als eine Art vorausweisendes Anpassungssignal verstehen?

Cornelia Koppetsch: Es gibt eine Sehnsucht nach konservativen Werten, die auch die urbane Boheme ergriffen hat. Dieselben Milieus, die einmal mit alternativen Lebensentwürfen experimentierten, konzentrieren sich heute auf Absicherung, Staturerhalt und Angleichung an die vorgegebenen Strukturen. Die feinen Unterschiede, von denen Pierre Bourdieu gesprochen hat, stehen nicht mehr im Vordergrund. Es geht um größere Unterschiede. **ZEIT:** Man zeigt heute wieder, was man hat.

Koppetsch: Genau. Feine Unterschiede im Sinne Bourdieus spielen immer dann eine Rolle, wenn sozial Schwächere eine ernsthafte Konkurrenz darstellen, etwa im Kampf um Bildungschancen, wie das in den 1960ern der Fall war, als Schulen und Hochschulen sich für breitere Schichten öffneten. Inzwischen ist es nicht mehr anstößig, Vermögen und Besitz auszustellen, im Gegenteil. Die Eliten treten wieder sichtbar auf, man bekennt sich zu ihnen. Umso schärfer wird die Grenze nach unten gezogen. Natürlich ist das keine neue Entwicklung, das höhere Bürgertum hat es schon immer verstanden, seine Distinktionen zu setzen. Neu ist, dass auch Gruppen, die sich bislang als »links« verstanden, eine Affinität zu bürgerlichen Werten entwickelt haben. **ZEIT:** In Ihrem Buch sprechen Sie von einer Wiederkehr der Konformität. Was genau kehrt wieder?

Koppetsch: Vieles an den urbanen Milieus von heute erinnert an Umgangsformen der fünfziger Jahre. Man greift selbst in Szenevierteln die Tradition der bürgerlichen Salons wieder auf, als müsste man sich seiner Zugehörigkeit zur Schicht der Gebildeten neu versichern. Familiengründung und finanzielle Sicherheit spielen eine größere Rolle als noch vor zwanzig Jahren. In der Arbeitswelt dominiert eine Leistungsbereitschaft, die nicht selten an Selbstverleugung grenzt. Wobei die neue Konformität nicht mehr pedantisch, sparsam und duckmäuserisch daherkommt, sondern von Teamgeist und der Bereitschaft zur permanenten Optimierung getragen wird. Der Zwang zur Konformität hat gleichsam sein altes Gewand abgestreift und ist modern, individualistisch und flexibel geworden. **ZEIT:** Das müssen Sie uns genauer erklären.

Koppetsch: Wir haben es gleich auf mehreren Ebenen mit einem neuen Mentalitätstypus zu tun. Auf der Ebene der Wertvorstellungen findet ein Rückzug aus dem öffentlichen Leben in den Nahbereich von Partnerschaft und Familie statt. Auf der Ebene der Statuskämpfe überwiegt das Muster der Selbstausschließung durch Ausgrenzung: Die bürgerliche Mitte schließt sich entweder in gated communities selbst ein, oder aber sie zieht sich in exklusive Stadtviertel zurück, aus denen Migranten und unterprivilegierte durch steigende Mieten bereits vertrieben wurden. Schließlich wird das gesamte Alltagsleben von einer Haltung der Konformität beherrscht: Man gibt sich tolerant, klammert sich aber ängstlich an seine Privilegien. Man kritisiert die Vorherrschaft der Märkte, agiert aber marktkonform. Wer nicht mithalten kann, hat sich sein Scheitern selbst zuzuschreiben. **ZEIT:** Und die alte Angst vor der Spießigkeit?

Koppetsch: Offenbar ist das Bedürfnis nach Planbarkeit und Sicherung des Lebensstandards inzwischen größer. »Papa, wenn ich groß bin, möchte ich auch Spießer werden« – der Satz aus dem Werbespot, in dem ein Kind sich von seinem linksalternativen Vater abgrenzt, spiegelt ja reale Entwicklungen wider: Gerade die junge Generation findet nichts dabei, schon während der Ausbildung einen Bausparvertrag abzuschließen, und zieht es auch später vor, in der Komfortzone des Elternhauses wohnen zu bleiben. Die Orientierungsmarken haben sich vom Selbstverwirklichungsindividualismus der 1960er und 1970er Jahre hin zu bürgerlichen Traditionen und Familiensinn verschoben. **ZEIT:** Von Normcore über die Helikoptereltern bis hin zum »Bionade-Biedermeier« – der Wandel wird anhand urbaner Trends diskutiert. Sind die großen Städte so etwas wie Labore, in denen der Zeitgeist am frühesten Gestalt annimmt?

Koppetsch: Mit Sicherheit. Besonders deutlich wird das in Szenevierteln wie dem Schanzenviertel in Hamburg oder Prenzlauer Berg, Schöneberg und Kreuzberg in Berlin. Früher waren das Hochburgen antibürgerlicher Lebensentwürfe, heute sind es stinkreiche, konsumorientierte Stadtteile. Man konsumiert mit seiner geballten Kaufkraft noch linksromantisch, man sitzt in Szenecafés und macht es sich hinter Gründerzeitfassaden gemütlich, hat aber jeden Begriff politischen Handelns verloren. Die Linke ist inzwischen konservativ geworden. **ZEIT:** Wie verhält sich die Wiederkehr der Konformität zur »Neuen Bürgerlichkeit«?

Koppetsch: An der Oberfläche handelt es sich um die gleichen Phänomene. Die bürgerlichen Milieus von heute leisten sich Biokisten, Terrakottafußböden, Holzspielzeug für die Kinder und Yoga-Kurse zur Entspannung. Sie kultivieren Kirchenbesuche statt Ostermärschen und erklären die intakte Kleinfamilie zum höchsten Ideal der Lebensführung. Die Reste alternativer Entwürfe, getragen von Werten wie Autonomie, Selbstverwirklichung und Authentizität, sind in die Sphäre des Konsums

gewandert. Zugleich jedoch entspricht diesen Anleihen an bürgerliche Traditionen keine spezifische Lebensweise mehr. Die Bürgerlichkeit von heute beruht weniger auf einer fest umrissenen Sozialformation »Bürgertum«, sie ist eine zur Mentalität verdichtete lebensweltliche Bastelarbeit, ein ideologisches Sammelbecken für ganz unterschiedliche Sicherheitsbedürfnisse und Identitätsprojekte. **ZEIT:** Also eine Art Lifestyle-Bürgertum?

Koppetsch: Zumindest geht es darum, Wünsche und Ansprüche nach außen hin darzustellen. Wem ist es vergönnt, eine Familie zu gründen, eine Eigentumswohnung zu kaufen, vielleicht sogar die Zukunft der Kinder zu sichern? Solche Fragen bestimmen in zunehmendem Ausmaß den neobürgerlichen Habitus. Planungssicherheit wird zum Statussymbol: Je größer die finanziellen Ressourcen, desto eher können Gefährdungen in überschaubare Risiken umgewandelt werden. Man kann von einer paradoxen Entwicklung sprechen: Je weiter sich das Gesellschaftskollektiv von einem Zustand des Gleichgewichts entfernt, desto stärker wird die Mitte als Hort der Sicherheit und Beständigkeit herbeigeseht. **ZEIT:** Was gefährdet die Mitte?

Koppetsch: Man muss zwischen der allgemeinen Stimmung und der Realität dahinter unterscheiden: In vielen Fällen ist die Mitte hierzulande gar nicht ernsthaft bedroht. Ein Teil der Mittelschicht hat es in den vergangenen Jahrzehnten nicht nur verstanden, seine soziale Lage zu sichern, er hat den Vorsprung gegenüber anderen Klassenlagen sogar ausbauen können. Das sagen jedenfalls die Zahlen. Was das neue Bürgertum und die, die dazugehören wollen, beunruhigt, ist weniger ein nachweisbarer Status- oder Einkommensverlust als die Auflösung altbekannter Normalitäten und Rituale. Gesellschaftliche Teilhabe, Wohlfahrt und die damit verbundenen Aufstiegs Optionen sind keine Selbstverständlichkeiten mehr, sie werden zu Lebensgütern, die erkämpft werden müssen. **ZEIT:** Dann wäre die neue Konformität das Resultat eines Realitätsschocks.

Koppetsch: Sagen wir lieber: Ein Idealbild ist brüchig geworden. Das Selbstverständnis der bürgerlichen Mitte im Nachkriegsdeutschland beruhte auf drei Säulen, dem Versprechen auf Wohlstand für alle, dem Versprechen auf individuellen sozialen Aufstieg sowie auf einer kulturellen Aufwertung des Mittelstands als stilbildendem Großmilieu. Das war der Gründungsmythos der Bonner Republik: Niemand bleibt außen vor, mit etwas Fleiß kann jeder es zum Mercedes-Fahrer bringen, und für die Ausbildung sorgt der Staat. Seit die Wirtschaft global agiert, sind diese Gewissheiten dahin. Die Ängste der heutigen Mittelschicht lassen sich auf den Verlust ihres »ständischen« Charakters zurückführen. Eingezwängt zwischen dem transnationalen Kapital und dem auf Niedriglohnniveau abgesunkenen Proletariat, erfährt sie eine neue Unmittelbarkeit zwischen Ökonomie und Persönlichkeit. **ZEIT:** Das Kapital »braucht« die Mittelschicht nicht mehr.

Koppetsch: Ja, wobei aber kein böser, nicht einmal ein politischer Wille damit verbunden ist. Es ist einfach so, dass der unternehmerische Erfolg und die gesellschaftliche Prosperität nicht mehr so stark voneinander abhängig sind. Während Medien und Politik an der Sprachregelung festhalten, dass das Bruttosozialprodukt unmittelbar etwas über den Wohlstand der Nation aussagt, bewirkt die Herauslösung der Volkswirtschaft aus den Schranken des Nationalstaats das Gegenteil: Trotz ständig erhöhter Produktivität sinken die Reallöhne; obwohl Deutschland »Exportweltmeister« ist, reicht es nicht zur Eingliederung der sozial Schwächeren. Zynisch formuliert: Mit dem Niedergang der Massenproduktion hat die Masse der Bevölkerung ihre Macht eingebüßt. Damit werden zugleich die bisher geltenden Leitbilder und Spielregeln entwertet. **ZEIT:** Wie das?

Koppetsch: Mit der Herausbildung transnationaler Wirtschaftskreisläufe wird auch die Ungleichheit transnational. Auf der einen Seite entstehen neue

Eliten: Sie lassen sich dort nieder, wo sie die besten Arbeits- und Lebensbedingungen vorfinden, und haben entsprechend wenig Interesse, das politische oder soziale Leben dort zu verbessern. Was sie verbindet, sind ein hohes Einkommen und ein gemeinsamer Lebensstil: die Schulen, die Freizeitanlagen, die Sicherheitsdienste, die Gesundheitseinrichtungen – alles privat. Am anderen Ende der Skala beobachten wir neue Formen der Globalisierung von unten: die Putzfrau aus Polen etwa, die in Berlin oder Frankfurt ohne Sozialversicherung arbeitet. Dazwischen hat sich ein modernes Kleinbürgertum gebildet, das selten Machtpositionen einnimmt, aber umso verbissener an der eigenen Selbstvervollkommnung arbeitet, insbesondere die Gruppe der Kreativarbeiter. **ZEIT:** Sie sprechen vom »unbehausten Milieu«.

Koppetsch: Die Kreativen sind insofern unbehaust, als sie dem gesellschaftlichen Umbruch am direktesten ausgesetzt sind. Einerseits dürfen sie sich als Avantgarde fühlen: Bei keiner anderen Gruppe sind die Grenzen zwischen Arbeit und Freizeit so gründlich aufgehoben. Ihre Bereitschaft, sich in vorausweisender Flexibilität täglich auf neue Herausforderungen einzulassen, macht die Kreativen zur Schlüsselgruppe bei der Durchsetzung einer Ökonomie, für die alte Pflichten und Loyalitäten zum Hemmschuh geworden sind. Andererseits bezahlen sie einen hohen Preis für ihre Pionierrolle. Das Wirtschaften in Netzwerken hat zur Folge, dass der Planungshorizont permanent niedrig bleibt: Morgen schon ist es vorbei mit dem zwischengenenutzten Ladenlokal. Herausgelöst aus dem Korsett der Institutionen, hat das Milieu der Kreativarbeiter seinem gesellschaftlichen Heimat- und Identitätsverlust wenig entgegenzusetzen. **ZEIT:** In Streitschriften wie *Wir nennen es Arbeit* wurde die Deregulierung der intellektuellen Arbeit noch als Freiheitsgewinn gefeiert.

Koppetsch: Traurig genug. Selbstverständlich gibt es immer auch eine Elite bei den Kreativen, die von der Deregulierung profitiert. Aber die meisten armen Schlucker, die ein Modelabel aufmachen, in Werbeagenturen arbeiten oder auch im Journalismus, werden verheizt. Wenn sie ausgebrannt sind, bevor sie sich etabliert haben, werden sie einfach ausgetauscht. Das Dumme an der Deregulierung ist ja, dass sie nicht frei wählbar ist, man bewegt sich in einem System, in dem eine Festanstellung schlichtweg nicht mehr zu bekommen ist. Insofern ist das Buch von Holm Friebel und Sascha Lobo ein gutes Beispiel für das Dilemma der Kreativen: In ihrer Not sind sie gezwungen, die Forderungen nach Eigeninitiative als Persönlichkeitsideale auszugeben, oft bis hin zur Realitätsverleugnung. **ZEIT:** Ist die neue Konformität eine Katerstimmung nach dem Modernisierungsrassch?

Koppetsch: Teilweise. Vielleicht hat man begonnen, zumindest in Ansätzen zu erkennen, dass die Explosion der Möglichkeiten auch eine paradoxe Verarmung der Persönlichkeit mit sich bringt. Vom Computer ins Fitnessstudio – es kostet enorme Energien, sich über einen längeren Zeitraum hinweg als autonomes und zielstrebiges Subjekt zu inszenieren. Psychologisch kann man von einem

Kontrollwunsch sprechen, der – ähnlich wie bei Bodybuildern oder Magersüchtigen – leicht Suchtcharakter annimmt. Trotzdem herrscht noch immer die Neigung vor, das Scheitern an der Selbstoptimierung als persönlichen Makel zu betrachten. **ZEIT:** Was steht einem politischen Blick auf die Verhältnisse entgegen?

Koppetsch: Gute Frage. Zum einen lädt der geläufige therapeutische Diskurs dazu ein, Leiden zu individualisieren. Ein weiterer Grund liegt in der Entkoppelung von Leistung und Erfolg: Wer in den modernen Talentbörsen aufsteigt und wer nicht, lässt sich nicht vorausberechnen. Die Berufsbiografie stellt sich dadurch weniger als Kette klar definierter Etappen dar, sie ist Resultat eines Spiels, bei dem die Arbeitswelt ebenfalls ein Spieler ist und sich wie alle anderen Spieler nicht in die Karten schauen lässt. Spätestens in dem Moment werden »echte« Bindungen und »feste« Institutionen wieder aufgewertet: Wenn alle Stricke reißen, bleibt immer noch das Einfamilienhäuschen im Westfälischen. Globalisierung entlässt den Einzelnen nicht in größere Freiheit, sondern verweist ihn an seine Herkunftsbindungen und damit in die Abhängigkeit von Klasse und Stand zurück. **ZEIT:** Wenn die Herkunft wieder über die Zugehörigkeit zur Mitte entscheidet, warum debattieren wir nicht über die Legitimität der Vermögensungleichheiten?

Koppetsch: Reiche kann man, das haben die Studien meines Kollegen Michael Hartmann ergeben, nicht dazu bringen, ihren Reichtum als etwas Ungerechtes zu betrachten. Selbst Erben großer Vermögen glauben, dass sie sich ihren Wohlstand hart erarbeitet haben, während auf der anderen Seite die Bereitschaft, herrschaftskritisch zu denken, drastisch abgenommen hat. Es ist offenkundig gelungene, immer drückender werdende Unterschiede sozial zu befrieden – wenn man es einmal positiv ausdrücken möchte. Weniger positiv ausgedrückt handelt es sich um eine Abspaltung:

Während draußen unkontrollierbare Mächte wirken, glaubt die Mitte noch immer, im Privaten Herr der Lage zu sein.

ZEIT: Dann wäre der Wille zur Normalität auch eine Strategie, sich die Realität vom Leib zu halten? **Koppetsch:** Wenn der Staat als Garant sozialer Sicherheit entfällt, wenn die Flugkurve der Individualisierung immer zufälliger wird, bleibt bloß der Rückzug in scheinbar verbindlichere Formen der Vergemeinschaftung. Das löst das Problem nicht, lindert aber die Auswirkungen: Man hält sich auch dann noch für privilegiert, wenn man es objektiv nicht mehr ist. Abgestiegen sind in diesem Denkschema immer nur die anderen.

Das Gespräch führten THOMAS GROSS und TOBIAS TIMM



Wie sehr wir uns ähneln in dem Wunsch, ganz anders zu sein – Bilder eines dokumentarischen Kunstprojekts der Fotografen Ari Versluis und Ellie Uyttenbroek